

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 43

Artikel: Die Stenotypistin

Autor: Henry, O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

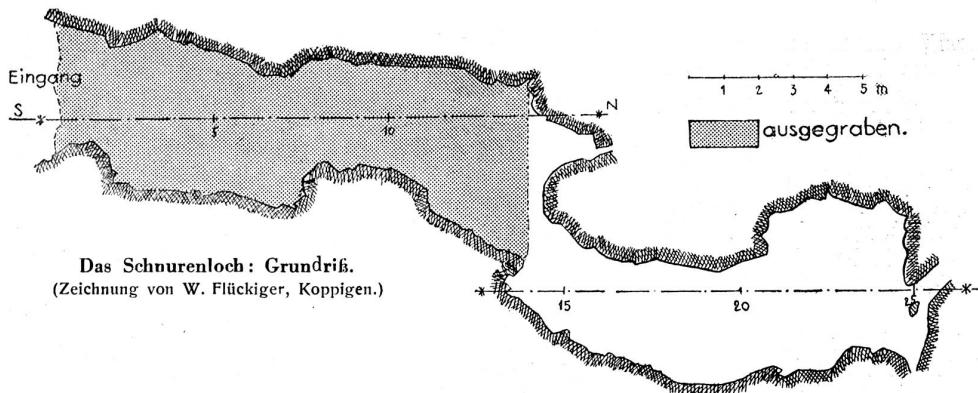
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



darauf ankommt, nicht die Rede sein. Die Forscher arbeiten mit Kratzern und Handschaufeln, meist aber mit der Hand. Die Funde müssen sorgfältig gehoben und auch in ihrer Lage genau untersucht werden. (Schluß folgt.)

Die Stenotypistin.

Von O. Henry.

Mr. Pitcher, Privatsekretär des Financiers Harvey Maxwell ließ den Blick seiner für gewöhnlich ausdruckslosen Augen milde interessiert, ja überrascht auf seinem Chef ruhen, als dieser um halb zehn Uhr vormittags zusammen mit der jungen Stenotypistin ins Bureau trat. Mit einem trockenen Grunde stürzte der Bankier sich kopfüber in die Briefe, Schriften und Telegramme, die sich auf seinem Schreibtisch bergartig häuften.

Die Stenotypistin, nunmehr seit einem Jahre zu Maxwells Diensten, war ein schönes junges Mädchen von höchst antistenographischem Aussehen. Ihr Haar trug sie fühn und reizvoll, und gar nicht nach der Mode; um ihren Hals schlängeln sich keine Glasperlenketten und um ihre Arme keine vergoldeten Metalltreifen; der Ausdruck ihres Gesichtchens war zugleich süß und respektgebietend. Ein einfaches graues Kleid zeichnete ihre zarten Formen ab. Unter ihrem schwarzen Hütchen, das eine grün-goldene Feder schmückte, quollen ein paar kastanienbraune Locken hervor. An jenem Morgen leuchteten ihre Augen, und spiegelten ihre Träume wieder, sie strahlte vor Glück und ihre zarten Wangen waren rosig wie Pfirsiche.

Pitcher, noch immer von milder Neugier bewegt, beobachtete das seltsame Gebaren der Angestellten. Statt sich sofort in ihr Zimmer zu begeben, wo ihre Schreibmaschine stand, schnüffelte sie zögernd im Bureau des Chefs herum. Mit einem Male näherte sie sich Maxwells Schreibtisch, wie um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

An dem Schreibtisch aber saß kein Mensch mehr, sondern ein über und über beschäftigter New Yorker Finanzmann, dessen Kopf wie ein Mühlrad ging und der sich in ein Wesen aus beweglichen Stahlfedern verwandelt hatte.

„Na, was gibt's?“ fragte Maxwell rauh. Sein Schreibtisch war unter der Last der geöffneten Briefe wie unter einem Schneefall begraben. Seine grauen Augen hatten einen stechenden, unpersönlichen Blick, als sie das Mädchen anblickten.

„Nichts“, sagte die Stenotypistin und entfernte sich lächelnd. „Mr. Pitcher“, sagte sie dann ruhig, „hat der Chef Sie schon beauftragt, eine andere Stenotypistin zu suchen?“

„Ja“, antwortete der Sekretär, „er hat mir sogar gesagt, ich sollte sofort eine Neue suchen. Ich habe ein Vermittlungsbureau beauftragt, aber es ist noch keine Basenküche hier aufgetaucht.“

„Dann werde ich meine Arbeit wie sonst erledigen“, sagte das Mädchen, „bis Ersatz für mich da ist.“ Und sie nahm ihr Hütchen ab und hing es an seinen gewohnten Platz.

Wer niemals das Schauspiel erlebt hat, das ein Bankier in Manhattan bietet, in der zyklonischen Stunde, in der die Schicksale der Menschen und die Börsenkurse geformt werden, der möge auf den Beruf des Anthropologen Verzicht leisten. Ein Dichter hat „die Stunde, die von Arbeit überquillt“, besungen. Die Stunde eines New Yorker Financiers quillt nicht nur über, ihre Minuten, ja Sekunden pressen sich so zusammen wie die Menschen in einer überfüllten Straßenbahn. An diesem Tage aber war Maxwell noch überbeschäftigt als sonst. Aus dem Radio brach ohne Unterbrechung ein Strom von Wortkilometern, das Telefon war von einem dauernden Husten befallen, und das Bureau füllte und leerete sich ohne Unterlaß mit Geschäftsleuten, die den Chef in jovialem, energischem, nervösem, ja beleidigendem Tonfall behelligten. Die Laufjungen kamen und entchwanden wie der Blitz, holten und brachten Briefe und Telegramme, die Angestellten schwankten auf ihren Sitzen wie Seeleute im Sturm, und sogar im Gesichte Pitchers ließ sich ein Ausdruck vermerken, den man animiert hätte nennen können.

Mitten in dieser stürmischen, fieberhaften Aktivität tauchte vor dem Bankier unerwartet eine Strähne blonder Haars auf, eine Samtkappe, eine Pelzjade aus Fischotter-Imitation und eine Kette aus nußgroßen Glasperlen, die vielfach um einen weißen Hals geschlungen war. Diese Accessoires gehörten einem weiblichen Wesen an, das Pitcher an den Schreibtisch des Bankiers herangeschoben hatte.

„Das Fräulein ist aus der Stellenvermittlung — für den freien Posten“, erklärte Pitcher.

Maxwell drehte sich halb herum, die Hände in Papiere vergraben.

„Was für eine Stelle?“ fragte er und runzelte die Brauen.

„Die Stelle der Stenotypistin“, antwortete Pitcher. „Haben Sie nicht gestern gesagt, daß wir eine Neue brauchen?“

„Sind Sie wahnsinnig geworden, Pitcher?“ donnerte Maxwell. „Wer hat Ihnen so eine blödsinnige Anordnung gegeben? Ich bin mit Fräulein Leslie außerordentlich zufrieden, sie ist ein Jahr hier, und ehe sie nicht selbst kündigt, bleibt sie. Fräulein, bedaure, ich brauche niemand. Benachrichtigen Sie die Stellenvermittlung, und bringen Sie mir nicht noch mehrere solche Exemplare vor die Augen.“

Die Perlentette hüpfte indigniert auf dem weißen Hals hoch und verließ das Bureau. Pitcher benützte eine Atmepause, um dem Buchhalter zuzuraunen, daß der Chef täglich unerträglicher werde.

Der Rhythmus und das Fieber der Geschäftsstunde wurde immer wütender. An der Börse stürzten mitleidlos Dutzende von Papieren, an denen einige Klienten von Maxwell stark engagiert waren. Kaufs- und Verkaufsaufträge kamen im Sturmflug. Und jetzt fielen auch noch einige Papiere, an denen Maxwell privat interessiert war, und der Financier arbeitete unter Hochdruck, wie eine kraftvolle Präzisionsmaschine, ohne einen Augenblick der Unschlüssigkeit.

Aus Papieren, Aktien, Obligationen, Hypotheken besteht diese Finanzwelt, eine Welt, die allem natürlichen, menschlichen unerreichbar ferne ist.

Als die Mittagsstunde näher rückte, verlangsamte sich der Rhythmus der Arbeit. Maxwell stand vor seinem

Schreibtisch, die Hände voller Telegramme und Notizen, die Füllfeder hinterm Ohr, das Haar in wirren Strähnen, mit Schweißperlen auf der Stirne. Das Fenster war aufgerissen, der April sandte die erste, milde Wärme ins Zimmer.

Und durch das weitgeöffnete Fenster drang ein zarter Blüddergeruch herein, ein süßer, milder Duft, der den überbeschäftigen Finanzmann einen Augenblick lang bannte. Dieses Parfüm gehörte Fräulein Leslie, — das war sie, sie allein.

Der süße Duft zauberte sie fast greifbar vor sein Auge. Mit einem Schlag brach die Welt der Finanzen zusammen, und war nur noch ein Haufen Ruinen. Sie war im Zimmer nebenan, weniger als zwanzig Schritte entfernt.

„Bei Gott, es ist kein Augenblick zu verlieren!“ murmelte Maxwell vor sich hin. „Sofort muß sie es wissen! Wie konnte ich nur so lange warten!“

Er stürzte in Fräulein Leslies Zimmer und rannte hart gegen den Schreibtisch. Die Stenotypistin erhob die Augen und blickte ihn mit einem Lächeln an. Ihre Wangen färbte ein zartes Rot. Maxwell stützte einen Elbogen auf den Tisch, ohne die Papiere wegzulegen, die er noch in der Hand hielt.

„Fräulein Leslie“, sagte er atemlos, „ich habe einen Augenblick Zeit und will Sie etwas fragen. Wollen Sie meine Frau werden? Ich war zu beschäftigt, um Ihnen den Hof zu machen, aber ich liebe Sie wahrhaft, ich schwöre es Ihnen. Bitte, antworten Sie rasch, diese Halunken treiben die „Union Pacific“ schon wieder hinauf.“

„Aber was sagen Sie da“, rief das Mädchen und sprang hastig auf. Fassungslos stand sie vor ihm.

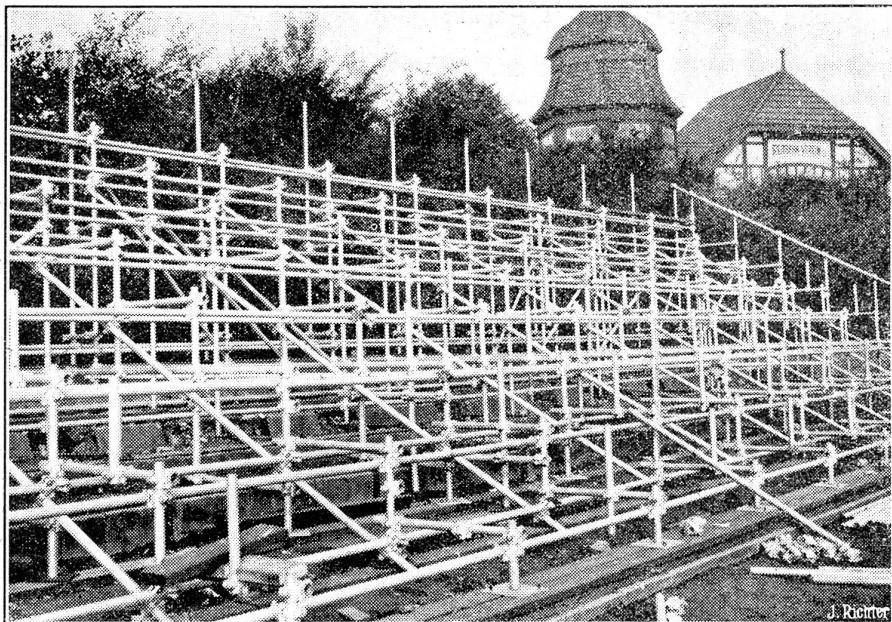
„Verstehen Sie denn nicht?“ murmelte Maxwell ungeduldig. „Ich will Sie heiraten. Ich liebe Sie. Ich habe diese Atempause benutzt, um es Ihnen zu sagen. Man ruft mich schon wiederum zum Telephon. Hören Sie nicht? Bitte, sagen Sie, ich komme gleich. Also, wollen Sie mich nehmen, Fräulein Leslie?“

Im ersten Augenblick schien sie so überrascht, als sei sie vom Blitz getroffen, dann flossen Tränen über ihre Wangen. Und schließlich lächelte sie unter Tränen und streckte einen Arm aus, den sie Maxwell zärtlich um den Hals legte.

„Jetzt verstehst du mich —“ sagte sie liebevoll. „Es ist die Arbeit, die dir alles aus der Erinnerung gelöscht hat. Du haft mich so erschreckt. Weißt du nicht mehr, Harvey? Wir haben doch gestern um acht Uhr abends in der kleinen Kirche an der Straßenecke geheiratet!“

Unter Sternen. Von Gottfried Keller.

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! Wo ich lebe,
Dass mein Aug' der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe!
Heilig ist die Sternenzeit,
Deffnet alle Gräfte:
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.
Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen!



Tribünenbau aus Stahlrohr.

Da die alten Holztribünen aus Gründen der Sicherheit immer klobiger werden und trotzdem Anlaß zu Katastrophen sind, wie erst kürzlich aus dem Ausland berichtet wurde, hat nunmehr eine deutsche Firma eine Tribüne aus Stahlrohr konstruiert. Die Stahlrohre haben einen Durchmesser von 48,25 mm und sind mit Backen terrassenförmig verbunden. Die Festigkeit der einzelnen Schenkel ist mit 4000 kg ausprobiert. Unser Bild zeigt die gefällige Form der ersten derartigen Tribüne auf dem Platz eines Hamburger Fußballvereins.

J. Richter

Welt-Wochenschau.

Die belgische Schwenkung.

Das Ereignis der Woche bildete die Schwenkung Belgiens, die nach außen als Rückkehr zur Neutralität der Vorkriegszeit aufgezogen wurde, in Wirklichkeit aber viel mehr bedeutet. Mit einer feierlichen Rede des Königs Leopold wurde der neue Kurs angekündigt. Die französische Grenze wird ebenfalls so bewacht, als könne von dort her ein Angriff erfolgen. Die Faktion, als ob die deutsche Armee nicht gefährlicher sei, als ob die französische ebenso leicht einen Durchmarsch planen könnte, wird als neue Ansicht verkündigt, obwohl jedermann weiß, daß bis vor einer Woche die belgische und die französische Armee verbündet waren, und daß der Einmarsch französischer Armeekorps nur auf Grund gemeinsamer Aktionspläne beider Länder möglich war. Also unter keinen Umständen Bedrohung Belgiens durch die Verbündeten!

Was hat sich in den Voraussetzungen der belgischen Politik geändert? Neuerlich gesehen nichts, was man nicht längst gewußt: Der Völkerbund, dessen treuster Verfechter Belgien gewesen, hat sich als Niete erwiesen. Die Zusammenarbeit der Franzosen und Engländer, der Garanten der belgischen Sicherheit, läßt geradezu alles zu wünschen übrig. Im Abessinienhandel sabotierte Frankreich die Aktion Genf, die von England gewünscht worden; also war es gar nicht der Völkerbund, der handelte, sondern England, und als seine mangelhafte Kriegsbereitschaft Mussolini erlaubte, zu trocken, erkannte man, wie sehr sein Troß von der Völkerbundsmacht Frankreich gestärkt sei. Die Uneinigkeit der beiden Mächte zeigte sich noch krasser bei Anlaß der deutschen Aktion zur Rheinlandbesetzung. Damals mußte sich Belgien fragen, ob England nicht auch die Gegenwehr sabotieren würde, falls nicht das Rheinland, sondern Belgien selbst angegriffen wäre. Das Zuschauen mag dem belgischen König, mag den Führern der Parteien je länger desto ungünstiger vorgekommen sein. Besonders die Haltung Italiens und das ewige Lavieren der Engländer ließ sich als völliger Zerfall des Westblocks, in welchem sich Brüssel bisher sicher gefühlt, deuten.